

„Mein geliebter, mein verehrter Freund“

Über den Briefwechsel zwischen
Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller

VON ROSA TENNENBAUM



„Behalten Sie mich ja lieb“, bittet der eine, „Ich bin Ihnen nahe mit allem, was in mir lebt und denkt“, versichert der andere.

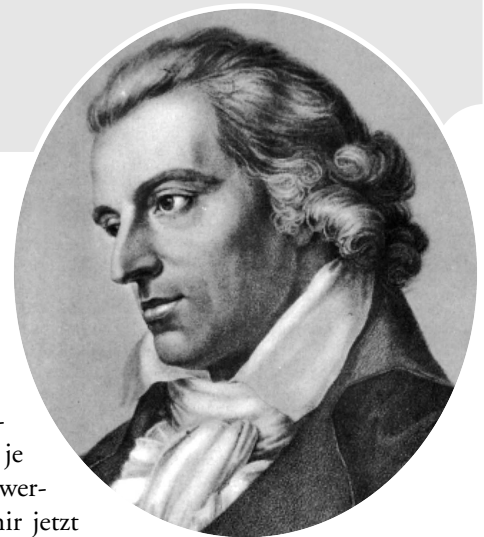
Solche und ähnliche Wendungen findet man in annähernd

jedem Brief, den Schiller und Goethe miteinander gewechselt haben. Die beiden Dichter verband eine Freundschaft, die in ihrer Tiefe und in ihrer Wirkung einmalig ist. Rund tausend Briefe, die uns erhalten geblieben sind, geben Zeugnis von diesem „Bund des Ernstes und der Liebe“, wie Goethe seine Beziehung zu Schiller genannt hat.

Es hatte zahlreiche Versuche gegeben, die beiden Dichter miteinander in nähere Beziehung zu bringen, doch es wollte nicht gelingen. Zu verschieden waren sie in ihrem Wesen, zu unterschiedlich in ihren Anschauungen. Schiller, der sich als der Jüngere immer wieder um Goethe bemüht hatte, hat diese Verschiedenheit mehrmals in Briefen beklagt. So schrieb er z.B. an seinen Freund Johann Gottfried Körner am 12. September 1788, sechs Jahre bevor die Beziehung dann endlich zustande kam:

„Endlich kann ich Dir von *Göthen* erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Samstag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. (...)

Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm



nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich

noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir, (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren.“

Auch Goethe war der Überzeugung, daß sein Wesen der Natur Schillers so entgegengesetzt sei wie die beiden Erdpole. In einem Aufsatz mit dem Titel *Glückliches Ereignis* aus dem Jahre 1817 beschrieb er rückblickend die „Mißverhältnisse“, die ihn lange Zeit von Schiller entfernt hielten. Aus Italien, wo er sich auf allen Gebieten der Kunst ausgebildet und zu läutern gesucht hatte, heimgekehrt, stieß er als erstes auf Schillers Jugendwerk *Die Räuber*. Er gestand Schiller zwar großes Talent zu, doch äußerte es sich zu kraftvoll und unreif. Und sein *Don Carlos* gefiel ihm auch nicht sonderlich:

„Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des *Don Carlos* war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab,

und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort. Sein Aufsatz über *Anmut und Würde* war ebenso wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die ungeheuer Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können.“

Daß es schließlich doch noch glückte, verdanken wir einem Zufall. Goethe nahm hin und wieder an den Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft in Jena teil und traf dort Ende Juli 1794 auf Schiller, der inzwischen als Professor für Geschichte an der Jenaer Universität lehrte. Goethe beschrieb dieses „glückliche Ereignis“ der unverhofften Annäherung:

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die *Metamorphose der Pflanzen* lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.‘ Ich stutzte, verdrießlich einigermassen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.‘

Schiller erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. (...) Der erste Schritt war jedoch getan, Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Teil an seinen Absichten und versprach zu den ‚Horen‘ manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Dieser Bund führte Goethe aus der künstlerischen Isolation, die ihm nach seiner Rückkehr aus Italien immer schmerzlicher

bewußt geworden war. In Italien hatte er die griechische Antike studiert und sich ihre Forderungen an die Kunst zu eigen gemacht, Forderungen, die er in der zeitgenössischen Kunst, auch in Schillers Jugenddramen, auf das Größte beleidigt sah. Je mehr er nach Klassizität strebte, desto mehr mußte er sich von dem Haufen der Mittelmäßigen und Scharlatane absetzen, desto einsamer wurde er. Die Freundschaft mit Schiller änderte das, läutete für ihn „die glücklichsten Jahre meines Lebens“ ein, wie er selbst die Zeit mit Schiller rückblickend nannte: „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben da-

von das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.“

Auch Schiller berichtete seinem Freund Johann Gottfried Körner (am 1. Sept. 1794) von der „unerwarteten Übereinstimmung“ zwischen ihren Ideen, „die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. (...) Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel...“

Schiller erklärte gegenüber Körner mehrmals, er sei überzeugt, Goethe besitze als einziger die Kompetenz, Gedichte richtig zu beurteilen und sein Richter zu sein. Zudem habe er keine Veranlassung zur Parteilichkeit, zu Schmeicheleien: „Wie mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir

zu hören, so ist dies der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann.“

ZWEI GEISTESANTIPODEN

Anknüpfend an das persönliche Gespräch nahm Schiller den Briefwechsel mit Goethe auf. In einem Brief, der gerne als „Magna Charta“ dieser Freundschaft bezeichnet wird, beschrieb er den Eindruck, den Goethe auf ihn machte und würdigte Goethes Wesen:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Total-Eindruck ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und



Johann Gottfried Körner

bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrunge sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von Ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.“

Schiller fährt fort: „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt.“ Und freudig stellt er fest, daß es eine Verbindung zwischen ihren verschiedenen Geistesarten gab: „Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größere Opposita geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“

Das Trennende, die gänzlich unterschiedliche Denkart, konnte sogar zum Vorteil werden, weil es jeweils das eigene Denken und Schaffen bereicherte. Schiller konnte bald die „schönste Übereinstimmung“ von Goethes „philosophischem Instinkt mit den reinsten Resultaten (seiner eigenen) spekulierenden Vernunft“ feststellen. Goethe nahm die Würdigung dankbar an und antwortete mit herzlicher Offenheit und einem überraschenden Geständnis:

„Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigen und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie Selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochner gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.



Goethe besucht Schiller in Weimar

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnahme für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. (...) Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.“

Die Verbindung zwischen den beiden Dichtern leitete für beide eine neue Epoche ihres Lebens und Schaffens ein und brachte einige der schönsten Werke der deutschen Klassik hervor.

BUND DES ERNSTES UND DER LIEBE

Schiller arbeitete gerade an seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen*, deren Hauptgedanke, der Erziehungswert des Schönen, beide auch in den Briefen immer wieder beschäftigte. Goethe saß an seinem „Strickstrumpf“, dem *Wilhelm Meister*. Es folgten ausführliche Erörterungen über *Herrmann und Dorothea*, die *Wallenstein*-Trilogie, *Faust*, die großen Balladen, Debatten um das Theater, Diskurse über verschiedene Gebiete der Naturwissenschaft, insbesondere Goethes Farbenlehre, und endlich die Frage von Form und Inhalt eines Kunstwerks.

Daneben gab es auch Küchenangelegenheiten, Sorgen in der

Familie wurden besprochen, Schillers Plackerei mit seinem Monatsmagazin *Die Horen*, Auseinandersetzungen mit den Verlegern. Man schickte sich gegenseitig Bücher und Aufsätze zu, reichte Besucher weiter oder hielt sie fern, sann auf „Vehikel und Masken“ um dem Publikum so manches „zuschoben (zu) können“, kurz, man teilte alles mit, was einen im Innersten bewegte. Natürlich spielte man sich hin und wieder auch die Bälle zu, ließ die eigenen Beziehungen spielen, doch war es niemals eine „Geschäftsverbindung zweier begabter Künstler“, wie einige meinen.

Der einzige Nutzen, den sie sich aus ihrem Verhältnis erhofften, war, dadurch ihre Kunst zu vervollkommen. „Mit meinen Arbeiten darin [im neuen Almanach] bin ich viel besser zufrieden, als ich es mit denen im vorigen Jahr bin, ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der *Art* und an dem *Vermögen* selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen“, schrieb Schiller am 12. August 1796.

Lücken im Briefwechsel zeigen an, daß sich der eine gerade zu Besuch bei dem Freunde aufhielt. Diese Besuche stellten die hellen Glanzpunkte ihrer Gemeinsamkeit dar, und sie waren so regelmäßig, wie es Goethes Verpflichtungen in Weimar und Schillers angegriffene Gesundheit erlaubten.

Goethes poetische Arbeiten gerieten in Weimar oft ins Stocken. „Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung sein“, wenn es den Fluchtpunkt Jena nicht gäbe, meinte er des öfteren. Sooft er konnte, rettete er sich hinüber nach Jena, um tagsüber in Ruhe zu arbeiten und sich nachmittags bis in die späte Nacht hinein mit Schiller zu besprechen, „Seelenspeise“ zu genießen, wie er sagte. Man besprach die laufenden poetischen Arbeiten, las zusammen den Homer und die griechischen Tragiker und behandelte immer wieder die Gesetze der ästhetischen Welt, den Zusammenhang zwischen Inhalt und Form eines Kunstwerks, man konferierte über epische und dramatische Dichtung und hielt „genaues prosodisches Gericht“ über die laufenden Arbeiten.

Diese „Konferenzen“ beflügelten die poetischen Arbeiten ungemein, und das Bewußtsein, daß das entstehende Werk der höchsten dichterischen Instanz, als die sie sich gegenseitig betrachteten, genügte tat, daß es höchste poetische wie dramatische Forderungen erfüllte, steigerte das Vertrauen in die eigene Kunst und die Lust an der Arbeit. Immer öfter wurden ihre Arbeiten verwechselt, was sie als äußere Bestätigung für ihre künstlerischen Fortschritte werteten. „Das Glück, welches das kleine Gedicht die Teilung der Erde zu machen scheint, kommt mit auf Ihre Rechnung, denn schon von vielen hörte ich, daß man es Ihnen zuschreibt. Hingegen ist *mir* von andern der Literarische Sansculotismus zugeschrieben worden“, schrieb Schiller am 23. Dezember 1795, und Goethe antwortete: „Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Mani-

er los werden und ins allgemeine Gute übergehen.“ Reinheit und Einfachheit des Ausdrucks, der sich von jeder persönlichen Manier freimachte, war die Voraussetzung für die erstrebte Klassizität.

„XENIALISCHE“ SCHAFFENSFREUDE

Sie freuten sich geradezu, die Mitwelt im Unklaren über die Urheberschaft neuer Werke zu lassen. Ihre Arbeiten in den *Horen* veröffentlichten sie in der Regel ohne Namensnennung, andere erschienen mit den Namen beider Freunde als Urheber. So sehr der Meisterbund die beiden Dichter beförderte, so sehr wurde er von anderen als Bedrohung der eigenen Mittelmäßigkeit gesehen. Mit ungünstigen Kritiken und gehässigen Kommentaren sowie mit immer neuen Versuchen, die beiden Freunde gegeneinander auszuspielen, indem man die Genialität des Einen nur hervorhob, um den Anderen herabzusetzen, suchten ihre Neider die Bedrohung einzudämmen. „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre *ecclesia militans* – die *Horen* meine ich“, bemerkte Schiller. Die „neueste Sudelei des gräßlichen Salbaders“ zu Stolberg, in der er „gegen das Heidentum in der Weimarer Klassik“ zu Felde zog, ließ das Faß überlaufen. Ende Dezember 1795 brachte Goethe als Antwort auf diese giftigen Attacken die *Xenien* auf.

Mit den *Xenien*, kleinen Zweizeilern, rechneten die beiden Dichter mit der gesamten literarischen und politischen Welt ab. Sie waren eine „Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verrückens und Verdrückens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Kontinuation gedacht werden“, schimpfte Goethe (am 21. November 1795). Schiller war von der Idee und den ersten Exemplaren, die Goethe schickte, begeistert. Die Mittelmäßigen und Kleingeister, Neider und Frömmeler, Heuchler und „philosophischen Schwätzer“, die die öffentliche Diskussion beherrschten, wurden alle mit kleinen Gastgeschenken in Form eines Distichons bedacht.



Nun wanderten Distichen hin und her, nach wenigen Tagen war das erste Hundert voll, Ende Januar waren es bereits 200, bis zum Sommer sollten es rund 700 sein. Die Weimarer Dioskuren schleuderten ihr Bündel Blitze gegen den Zeitgeist. Mit den *Xenien* brandmarkten sie die Verbildung ihres Zeitalters und dessen Mittelmäßigkeit, und sie richteten sich gegen alles, was der klassischen Form entgegenstand.

„Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Lust ist,“ jubelte Schiller. „Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?“ Von nun an hieß es: „Nulla dies sine Epigrammate.“ Die Schaffensfreude, die Lust an der Neckerei, am „Xenialischen und Genialischen“ bordete über.

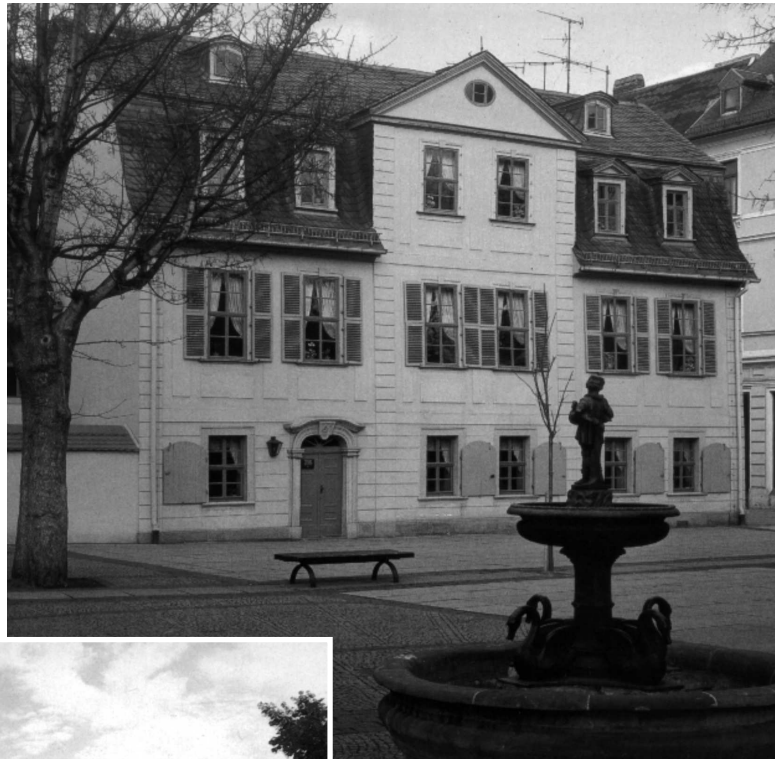
„Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller

machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern“, erinnerte sich Goethe später. Es war eine glückliche Zeit. Anna Maria Körner, die Ehefrau von Schillers Freund Johann Gottfried Körner, berichtete, „daß eine ganze Menge Xenien in dieser ländlichen Einsamkeit entstanden seien. Die beiden Schwestern saßen unten in der Wohnstube, und hörten über sich in der Dachkammer die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um 12 Uhr zum Mittagessen herunter kamen, waren sie äußerst aufgeräumt, und sagten mehr als einmal: Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden.“

Die Xenien erregten unerhörtes Aufsehen, sie lösten in der gebildeten Welt einen einmaligen Skandal aus. Bald rätselte das ganze Land, wer wohl mit welchem Zweizeiler gemeint sein könne und welche Distichen denn welcher der beiden zu verantworten habe. Die beiden Urheber freuten sich diebisch über die Verwirrungen und das wehleidige „Gekläffe“ der Betroffenen; die „gemeinen Seelen“ konnten den Freunden nur „in hoffnungsloser Verzweiflung“ nachblicken. Der Streit schuf Klarheit, indem er die Gegner zwang, ihre Niedrigkeit preiszugeben. Er war ebenso ein öffentliches Manifest ihrer freundschaftlichen Zusammenarbeit, denn nur in der Gemeinsamkeit konnten sie sich so weit vorwagen. Doch die „Xenienstreiche“ waren mehr als ein poetischer Übermut, die „schöne Übung in Distichen wird uns, wie ich hoffe, endlich dahin führen, daß wir uns in einzelnen Hexametern bedeutend ausdrücken“, meinte Goethe. So groß der Spaß war, auch er diente letztlich der Vervollkommnung ihrer Kunst. Sie übten sich im antiken Versmaß und übertrugen es frei auf die Gegenwart; später sollte das zum wesentlichen Merkmal der Weimarer Klassik erhoben werden.

FRUCHTBARE ZUSAMMENARBEIT

Das Verhältnis der beiden Weimarer Riesen, wie man sie auch nannte, war auf „wechselseitige Perfektibilität“ (Schiller) gebaut; Lange Erörterungen über das Wesen der einzelnen Kunstgattungen – z.B. was epische und dramatische Dichtung unterscheidet, welcher Stoff zu welcher Gattung gehöre und wie er zu bearbeiten sei – ziehen sich durch den ganzen Briefwechsel. Sie diskutierten und stellten Regeln auf, die sie in drei gemeinsamen



Oben Schillers Haus unten das Goethe-Haus in Weimar

Aufsätzen niederlegten und veröffentlichten. (*Über epische und dramatische Dichtung*, entstanden im Dezember 1797, *Der Sammler und die Seinigen*, Sommer-Herbst 1799, und *Über den Dilettantismus*, 1799.)

Nachdem sie erkannt hatten, daß die ästhetische Wirkung eines Kunstwerks sich in erster Linie durch dessen Form mitteilt, ging es darum, den Stil zu reinigen, die verschiedenen literarischen Gattungen klar zu trennen, und dies auf ihre eigenen Werke anzuwenden. Die Entstehung eines Werkes wurde vom anderen eng begleitet, Pläne für neue poetische und tragische Kompositionen wurden schon im Entstehen erwähnt und auf ihre Tauglichkeit abgeklopft, Ideen und Texte wurden ausgetauscht und auch so manches Motiv an den Freund abgetreten. So brachte z.B. Goethe die Idee für den *Wilhelm Tell* von seiner Schweizer Reise mit und hatte die *Kraniche des Ibykus* bereits unter der Feder, als er die Ballade und später auch das Schauspiel (einschließlich der lebhaften Naturbeschreibungen) an Schiller abtrat. Sie besprachen die poetische Komposition, machten Vorschläge, mahnten diese oder jene Verbesserung an und hielten den anderen von mancher poetischen Verfehlung ab.

Wie die beiden Dichter sich das jeweilige Werk des Freundes Schritt für Schritt aneigneten, in das poetische Gefüge eindringen, die Intentionen seines Schöpfers immer besser erfassen, verständnisvoll rieten und abrieten, das beweist eine schöpferische, kollegiale Würdigung, wie man sie nur in diesem Brief-

wechsel findet. Beide taten dies aus Hochachtung für die Leistungen des anderen und im Bewußtsein der Bedeutung dieser Werke für die Menschheitskultur, sie taten es aber auch, um daran ihre eigene Kunst zu vervollkommen, oder wie Schiller es ausdrückte, „nur der vielmalige kontinuierliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit auseinander zu rücken.“

Am 25. Juni 1796 schickte Goethe das achte Buch seines *Wilhelm Meister* an Schiller mit der Bitte: „Lesen Sie das Manuskript erst mit freundschaftlichem Genuß und dann mit Prüfung und sprechen Sie mich los, wenn Sie können. (...) Meine ganze Zuversicht ruht auf Ihren Forderungen und Ihrer Absolution.“ Schiller war von dem Werk so überwältigt, daß er seinen *Wallenstein* für vier Wochen beiseite legte, um sich ganz der Beurteilung dieses neuen Kunstwerks zu widmen:

„Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebe, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen.“

Leben Sie wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund. Wie rührt es mich, wenn ich denke, [daß,] was wir sonst nur in weiter Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie Sich nicht mehr, wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind.“

Bei der Betrachtung des Werkes erinnerte er sich an Schwierigkeiten, die er mit dem Freund einmal hatte und auf welche glückliche Weise er sie aufheben konnte. „Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbststüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.“ Dieses Geständnis machte auf Goethe einen solch tiefen Eindruck, daß er es fast wörtlich in seine *Wahlverwandtschaften* aufnahm.

Von der Beschäftigung mit dem *Meister* versprach sich Schiller eine glückliche Wirkung auf seine eigene schöpferische Tätigkeit. Goethe seinerseits antwortete: „Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief und für die Mitteilung dessen, was Sie bei dem Roman, besonders bei dem achten Buche, empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu Stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden

Aus den Xenien von Schiller und Goethe

XENIEN

Nicht doch! Aber es schwächen die vielen wäßrigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

Die AUFGABE

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chrizonten, auch hier!

GUERRE OUVERTE

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch.
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

DEUTSCHE MONATSSCHRIFT

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und bist du
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt.

URANIA

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.
(Johann Ludwig Ewald, Herausgeber der Zeitschrift Urania)

LITERATURBRIEFE

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich wills glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

NICOLAI

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird der reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.
(Friedrich Nicolai, Verleger und Freund der Aufklärung)

DIALOGE AUS DEM GRIECHISCHEN

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** S***
Graf und Poet und Christ diese Gespräche verdeutscht.
(Friedrich Leopold Graf zu Stolberg hatte in seiner
„Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sizilien“
die Antike aus christlicher Sicht kritisiert.)

DER ERSATZ

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

MENSCHLICHKEITEN

Leidlich hat Newton gesehen, und falsch geschlossen, am Ende.
Blieb er, ein Brite, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

UND ABERMALS MENSCHLICHKEITEN

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referieren getrost, was er auch sah und bewies.

AN DIE FREIER

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu den Ringen der Platz.

Aus dem Briefwechsel Schiller / Goethe über die Ballade *Die Kraniche des Ibykus*

Am 22. August 1797 schreibt Goethe an Schiller: „Die Kraniche des Ibykus finde ich sehr gut geraten, der Übergang zum Theater ist sehr schön und das Chor der Eumeniden am rechten Platze. Da diese Wendung einmal erfunden ist, so kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken möchte, dieses Chor gleichfalls aufnehmen müssen. Nun auch einige Bemerkungen 1) die Kraniche sollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen, sie kommen als Naturphänomen und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht eben dieselben zu sein brauchen, es ist vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres, und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte. 2) Dann würde ich nach dem 14ten Verse, wo die Erinnyen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemütsstimmung des Volkes, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen, und von den ernstesten Betrachtungen der Guten zu der gleichgültigen Zerstreung der Ruchlosen übergehen, und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich, seine gaffende Bemerkung ausrufen lassen, daraus entstünden zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerksam u.s.w. Auf diesem Weg so wie durch

den *Zug* der Kraniche würde alles ganz ins Natürliche gespielt und nach meiner Empfindung die Wirkung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und bedeutend anfängt und man fast etwas anders erwartet. Wenn Sie hie und da an den Reim einige Sorgfalt wenden, so wird das übrige leicht getan sein, und ich wünsche Ihnen auch zu dieser wohlgeratenen Arbeit Glück...“

In einem Brief vom 23. August 1797 fügt Goethe weitere Anmerkungen zum Ibykus hinzu: „Zu dem, was ich gestern über die Ballade gesagt, muß ich noch heute etwas zu mehrerer Deutlichkeit hinzufügen. Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen, daß Sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang ist. *Meo veto* würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibykus erblickt, sich als Reisenden, verglich er mit den reisenden Vögeln, sich als Gast, mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und rief alsdann unter den Händen der Mörder die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vorteilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schifffahrt gesehen haben. Sie sehen, was ich gestern schon sagte, daß es mir nur darum zu tun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen, verstrickenden Faden der Eumeniden, nach meiner Vorstellung, gut verbinden würde...“

Schiller schreibt am 30. August 1797 aus Jena an Goethe:

„Vor einigen Augenblicken trifft Ihr letzter Brief ein zu unserer unerwarteten großen Freude. Herzlichen Dank über das, was Sie mir über den Ibykus sagen, und was ich von Ihren Winken befolgen kann, geschieht gewiß. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige

Mängeln, bei einigen Ihrer Bemerkungen habe ich das sogleich gefunden, wie zu helfen sei, und werde bei der neuen Abschrift davon Gebrauch machen.“

Dankbar fuhr er fort: „Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzu zu setzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.“

Vier Wochen beschäftigte Schiller sich mit Goethes *Wilhelm Meister*, dem ersten Bildungsroman in der Literatur. Der Kaufmannssohn Wilhelm hat einen mißverstandenen Begriff von Bildung, die er nur in der Kunst sucht. Durch Irren, d.h. durch Korrektur dieses Irrtums wird er von seinem mißverstandenen Begriff von Bildung geheilt. Er analysierte und prüfte jeden einzel-

nen Entwicklungsschritt und erläuterte Goethe seine Erkenntnisse, der zurückschrieb: „Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen.“ Schiller tat das in seiner genialen Art. Wir können dies hier nur an einem Beispiel zeigen und müssen den Leser sonst auf den Briefwechsel verweisen. Dazu haben wir einen Punkt gewählt, der immer wieder an Goethe kritisiert wird: daß Goethe es in seinen Werken oft an Klarheit fehlen ließe, er seine Anliegen oft nur indirekt ausdrückte und den Leser nicht deutlich genug auf den Punkt nötigte.

Im achten Buch des Romans führt Goethe die zahlreichen Entwicklungsstränge zusammen. Der Leser erfährt, daß Wilhelms Entwicklung von einem höheren Zweck, einem leitenden Verstande, oder – wie Schiller es ausdrückte – von „Maschinen“ gelenkt worden war. Der Leser erhalte „zwar einen *historischen* Aufschluß über alle einzelnen Ereignisse, die durch jene Maschinerie gewirkt wurden, aber den *ästhetischen* Aufschluß über den inneren Geist, über die poetische Notwendigkeit jener Anstalten“ erhalte er nicht befriedigend genug. „Es wäre also bloß

Erkenntnis und Erfahrung auch beim Erfinden so viel tut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt. Ich werde suchen, diesen Kranichen, die doch einmal die Schicksalshelden sind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Übergang zu dem Ausrufe des Mörders anders machen soll, ist mir sogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu tun ist. Doch bei der ersten guten Stimmung wird's sich vielleicht finden.“

Eine Woche später, am 7. September 1797 schreibt Schiller einen weiteren Brief an Goethe:

(...) „Mit dem Ibykus habe ich nach Ihrem Rat wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessiert mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung, durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu sein.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen- Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden, und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen, nebst Ihrer Veranlassung erst mitteilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier, bei so ungeduldig forteilender Erwartung, gar zu sehr embarrassed, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit verteilt u.s.w. Meine Ausführung soll aber nicht ins Wunderbare gehen, auch schon bei dem ersten Konzept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären. Die-

nötig, dem Leser... jene theatralischen Vorfälle... auch vor der Vernunft zu legitimieren, wie es wohl *implicite*, aber nicht *explicit* geschehen ist. (...) Was ich also hier wünschte, wäre dieses, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff [der Lehrjahre als Zeit des Irrtums, das, was der Mensch nur selbst von innen hervorbringen kann, außer sich zu suchen, und der Meisterschaft, die einsetzt, nachdem er diesen Irrtum erkannt hat, *R. T.*] noch etwas klarer gemacht würde.“ Der Leser würde so im Unklaren gelassen, sein Geist werde nicht deutlich genug aufgefordert, die Vernunft des Ganzen zu erschließen.

Goethe antwortete mit einem überraschenden Geständnis (am 9. Juli 1796): „Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und, in der Unterredung

ser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine Tat und also auch an das, was dabei vorgekommen, *erinnert*, sein Gemüt ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen, er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat. Der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn *oben* sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er *erstlich* die Kraniche früher sehen, eh sie über der Mitte des Theaters schweben, dadurch gewinne ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergesehen werden kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne *zweitens*, daß er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann. Denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen.

Dem Eindruck selbst, den seine Exklamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der Tat, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen, denn sobald nur der *Weg* zur Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem darauf folgenden verlegenen Schrecken), so ist die Ballade aus, das andere ist nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade, in ihrer nun veränderten Gestalt, an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoffe ich sie Ihnen nebst dem ganzen Rest des Almanachs abgedruckt zu sehen.“

mit Fremden oder Halbbekanntem, den unbedeutendem Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen. Sie wissen recht gut, teils wie es ist, teils wie es zusammenhängt.“

Solch freie Äußerungen über sein Wesen findet man bei Goethe höchst selten, und sie stehen in krassem Gegensatz zu dem Bild, das man gerne über ihn verbreitet. Selbst Schiller nannte Goethe, als er noch um seine Bekanntschaft warb und ihn nur von ferne beobachten konnte, kalt, verschlossen, abweisend. Dabei versteckte er sich nur hinter einer freundlich-unverbindlichen Fassade, weil er sehr verletztlich war, weil es Dinge gab, die ihn im Innersten so aufwühlten, daß er fürchtete, sein Gleichgewicht zu verlieren. Er versteckte sich gern und oft. Auf „Dienstreisen“ oder in seinen Kuren war er oft gezwungen, sich in Kreisen zu bewegen, in denen er keinen interessanten Gesprächspartner finden konnte, in denen nur „Konvention“ herrschte. Dann



konnte er schon mal beschließen, „einen Roman anzufangen“, ein wenig Theater zu spielen. Dann gab es Komplimente, Besuche, Pralinen und andere unverbindliche Nettigkeiten, mit denen er sich in Stimmung zu halten suchte, vielleicht sogar ein kleines Gedicht. Natürlich war das für den Klatsch interessant, wurde das überall herumgetragen. Und noch 200 Jahre später gibt sich die Wissenschaft Mühe, aus diesen „Romanen“ Liebschaften zu machen.

Schon damals war Schiller aufgefallen, daß alle, die Goethe näher kannten, ihn ganz anders sahen, ihn „mehr noch als Mensch(en) denn als Schriftsteller bewundert(en)“, weshalb er etwas abschätzend von „Goethes Sekte“ sprach, da er sich diese „Anbetung“ (noch) nicht erklären konnte. Später, als Schiller dem Freund berichtete, daß die Arbeit am *Wallenstein* sein Gemüt sehr angreife, bekannte Goethe, er schrecke davor zurück, eine wahre Tragödie zu schreiben, da auch er jede tragische Situation nicht „ohne lebhaftes pathologisches Interesse“ bearbeiten könne, und er „beinahe überzeugt (sei), daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte“.

Doch fahren wir in Goethes Brief an Schiller fort: „Nach dieser allgemeinen Beichte will ich gern zur besondern übergehn: daß ich ohne Ihren Antrieb und Anstoß, wider besser Wissen und Gewissen, mich auch dieser Eigenheit bei diesem Roman hätte hingehen lassen, welches denn doch, bei dem ungeheuern Aufwand, der darauf gemacht ist, unverzeihlich gewesen wäre, da alles das, was gefordert werden kann, teils so leicht zu erkennen, teils so bequem zu machen ist. (...)“

Es ist keine Frage, daß die scheinbaren, von mir ausgesprochenen Resultate viel beschränkter sind als der Inhalt des Werks, und ich komme mir vor wie einer, der, nachdem er viele und große Zahlen über einander gestellt, endlich mutwillig selbst Additionsfehler machte, um die letzte Summe, aus Gott weiß was für einer Grille, zu verringern.“ Und er bat den Freund, „nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eignen Grenzen hinauszutreiben.“

AUF DEM PARNASS

Im neunten seiner ästhetischen Briefe hatte Schiller den Freund zum Muster des klassischen Dichters erhoben: „Sie werden... (darin) Ihr Porträt finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denken-

der Leser vorzugreifen“, schrieb er Goethe am 20. Okt. 1794. Goethe war „unter fremdem griechischem Himmel zur Mündigkeit“ gereift und „in sein Jahrhundert zurück(gekehrt),... um es zu reinigen“. Als klassischer Dichter nahm er „den Stoff zwar... von der Gegenwart..., aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens“. Und in seiner Ode *Das Glück* pries er den Künstler, der – wie Goethe – eine seltene Begabung von den Göttern in die Wiege gelegt bekam. Er war als „Liebling der Götter“ ausgestattet mit den schönsten Gaben, die er zu künstlerischer Vollkommenheit genutzt hatte. „Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige Tätigkeit“, schrieb er am 5. März 1799. „Sie stehen auf dem reinsten und schönsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo alles gemacht ist und alles wieder zu machen ist. Sie wohnen im Hause der Poesie, wo sie von Göttern bedient werden.“

Unter dem Einfluß von Schillers idealisierender Weltsicht gelang es Goethe, sein Schaffen streng am antiken Ideal auszurichten und zur Klassizität zu erheben, während Schillers Werke durch Goethe größere Wirklichkeitsnähe erhielten, wie es sich im *Wallenstein* widerspiegelt. Hatte er bisher seine Helden idealisiert, so suchte er mit *Wallenstein* „auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter darzustellen“. *Wallenstein* hatte keine großartigen Eigenschaften, er war weder edel, noch groß und hatte wenig Würde, im Gegensatz zu Don Carlos. Hier mußte die „fehlende Wahrheit durch schöne Idealität“ ersetzt werden, dort die „bloße Wahrheit“ in der Behandlung des Charakters diese mangelnde Idealität ersetzen. Die Verstrickungen der handelnden Personen, der Gang der ganzen Tragödie mußte sich aus dem menschlich Wahren entwickeln, durfte nichts „Wunderbares“ mehr haben. Der Einzelfall wurde so ins Allgemeingültige erhoben, Idee und Realität vereinigt. Dadurch wurde der Held dem Publikum näher, realistischer, die ästhetische Wirkung wurde erhöht. Goethe rühmte das „Reinmensch-

liche“ der Tragödie, „daß alles aufhört politisch zu sein und bloß menschlich wird“.

Mit Stolz war sich Schiller bewußt, daß er mit seiner neuen Tragödie einen entscheidenden Schritt in seiner künstlerischen Entwicklung vollbracht habe. Körner gegenüber nannte er den Anteil, den er Goethe an diesem Schritt verdanke (am 31. Aug. 1798): „Ich bin in dieser Rücksicht Goethen viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn ebenfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt 4 Jahre verflossen, ... und in dieser Zeit hat unser Verhältnis sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese 4 Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche in meiner Natur...“ Schon am 18. Juni hatte er Goethe gegenüber festgestellt: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen, besonders Poetischen eine Unart ist) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich ins Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gerne folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang.“

In fruchtbarer Zusammenarbeit war es den beiden Dichtern gelungen, die ästhetischen Forderungen der griechischen Antike in ihrer Zeit zu verwirklichen. Ohne Schillers liebende Teilnahme hätte Goethe den Grad der dichterischen Vollkommenheit nicht erreicht, und umgekehrt wurde Schiller durch Goethe von der „philosophischen Spekulation“ zur Dichtung zurückgeführt und zu höherer poetischer Wirksamkeit befördert. Mit dem Ende dieser Freundschaft durch Schillers frühen Tod endete auch diese Hochblüte der deutschen Dichtung.

ABSCHLUSS UND ZÄSUR

Kritische Stimmen führen gerne an, Schiller sei in späteren Jahren zu Goethe auf Distanz gegangen. Sie beziehen sich dabei auf zwei Briefe (an Humboldt am 17. Feb. 1803 und an Wilhelm von Wolzogen am 20. März 1804), in denen Schiller sich über ein „Hinschlendern“ und über mangelnde Tatkraft Goethes beklagte. Beide Briefe sind in einer gedrückten, resignativen Stimmung geschrieben, in der er „alle Liebe und alle(n) Glaube(n)“ zusammensuchen mußte, „um an ein Weiterstreben zu denken, und auf eine bessere Zeit zu hoffen“. Diese Stimmung hat sicherlich auch damit zu tun, daß Schiller immer öfter und länger von seiner Krankheit heimgesucht wurde. Mehr Zeugnisse für diese angebliche Abkehr von Goethe gibt es nicht, es gibt aber Dutzende, die das Gegenteil bekunden. Und schließlich hat Schiller dennoch, trotz glänzender Angebote, Weimar nicht mit Berlin getauscht, um Goethe nahe zu bleiben, denn aller Kritik zum Trotz gab es keinen anderen, der sich mit ihm messen konnte.

Schillers plötzlicher Tod am 9. Mai 1805 war für Goethe ein vernichtender Schicksalsschlag. Er selbst war im Frühjahr dieses Jahres lebensgefährlich erkrankt, so daß er Schiller, der seit fünf

Jahren in Weimar wohnte, nicht einmal besuchen konnte. In den letzten Briefen, die sie wechselten, ist von der Sehnsucht nach den glücklichen Zeiten, nach einem baldigen Wiedersehen die Rede. Goethe brauchte dann über einen Monat, bis er sich so weit gefaßt hatte, daß er überhaupt von Schiller sprechen konnte. An seinen Freund, den Musiker Karl Friedrich Zelter, schrieb er am 18. Juni 1805:

„Seit der Zeit, die ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenige gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Lebensjahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und tue das Nächste, ohne an eine weitere Folge zu denken.“

Noch Jahre später konnte er, wenn die Rede auf Schiller kam, vom Schmerz überwältigt werden. So rief er z.B. während einer Probe zu einer szenischen Lesung von Schillers *Glocke* am Weimarer Theater plötzlich aus: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!“ und die Proben mußten unterbrochen werden, damit sich Goethe erst wieder fassen konnte. Sein *Epilog zu Schillers Glocke* ist das herrlichste und bewegendste Zeugnis, das je einem Verstorbenen nachgerufen wurde. Und als er in den Jahren 1827 und 1828 den gemeinsamen Briefwechsel an die Öffentlichkeit gab, tat er es, um dem geschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen.

Wie die Bekanntschaft mit Schiller eine neue Epoche in Goethes Leben bezeichnete, so stellt der Tod des Freundes eine Zäsur in seinem Leben und Schaffen dar. Wieder allein auf sich gestellt, konnte Goethe nicht weiter in die Höhe streben, sein Werk tendierte nun mehr in die Breite. Goethe war sich dessen schmerzlich bewußt. Ihm fehlte nun „eine innig vertrauliche Teilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was nur einen löblichen Wettstreit befördern konnte“. Er hielt dem verstorbenen Freunde sein Leben lang die Treue, er duldete keinerlei Kritik an ihm und seinen Werken und kanzelte dergleichen ggf. mit der Bemerkung ab: „Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn!“

Der Freundschaftsbund von Schiller und Goethe hat der Menschheit viele der schönsten Werke geschenkt, die je geschrieben wurden, er hat die Nation, ja die ganze Menschheit tief befördert. Wilhelm von Humboldt formulierte dies in späteren Jahren so:

„Der gegenseitige Einfluß dieser gleich großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber, oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eignen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht.“